

## I. 19.

### **Hans-Peter Heres**

#### **Rheinfelden**

### **Turbulente Tage**

*Er erlebt das Kriegsende als Gymnasiast in **Rheinfelden**, wo sein Vater Betriebsleiter bei den **IG-Farben-Werken** ist. Zur Schule geht er in **Säckingen**. Er beschreibt sehr ausführlich und detailliert das Schulleben in den letzten Kriegsmonaten, mit Kräutersammlung, wehrpolitischen Vorträgen, Hilfslehrern aus dem Elsass, Tieffliegerangriffen, bis im Spätherbst 1944 die Schule geschlossen wird. Die Jungen, die älter als 12 sind, müssen arbeiten – er darf im Labor seines Vaters, der Chemiker ist, arbeiten. Er wird Anfang 1945 zum Volkssturm eingezogen, doch ein SS-Offizier schickt die 13- und 14jährigen kommentarlos wieder nach Hause. Am 25.4. wird **Rheinfelden** kampflos den Franzosen übergeben. Der IG-Farben-Betrieb läuft ohne Unterbrechung weiter, geplante Sprengung wird verhindert. Bürgermeister setzt sich nicht ab, sondern läuft in SA-Uniform durch die Stadt, wird wie alle NS-Größen nach **Säckingen** ins Lager gebracht. Nach Einzug der Franzosen „Terror, Übergriffe, Schikanen, Vergewaltigungen, Raub und Plünderungen in den nächsten Wochen“. Auch im Haus Heres wird geplündert. Stadtkommandant Du Sordet „schikaniert Bevölkerung auf sadistische Weise“. Dann Bau einer Sperrzone mit hohem Zaun, um Deutsche (Nazis) an der Flucht in die **Schweiz** zu hindern. Unterm Zaun hindurch Hamstertouren aufs Land. Hunger. Beerensammeln, Ährenlesen, Hühner- und Hasenhalten. Hans-Peter fährt regelmäßig zum Schwarzhandel nach **Freiburg hinter Münster**. IG Farben schafft neue Einnahmen durch Produktion von Waschmittel, Äther (für Klinik in Säckingen) und Speisesalz, das bis nach Österreich verkauft wird, wo im Gegenzug Käse und anders herkommt. In der Fabrik wird auch unterrichtet: Mitarbeiter, die kostenlos Lehrer spielen, da Schule in **Säckingen** noch immer geschlossen (und von Franzosen demoliert) ist. Am 7. 9.45 eröffnet Scheffel-Gymnasium wieder, mit gesäubertem Personal und gesäubertem Lehrmaterial. Beschreibung des Schullebens bis zum Abitur.*

Die Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Wiederbeginn der Normalität war eine charakteristische Spanne, die tief in unser Schülerleben eingegriffen hat. In Rheinfelden aufgewachsen, besuchte ich seit August 1942 das Gymnasium in Säckingen. In Rheinfelden gab es damals nur eine einzige Schule, die heutige Schillerschule. Wer weiterführende Schulen besuchen wollte, musste sich nach Säckingen oder nach Lörrach auf die dortigen Gymnasien begeben. Beginnen muss ich mit dem Jahr 1944. Unsere damaligen Lehrkräfte waren die Herren R. Sieb (Mathematik), G. Henselmann (Zeichnen und Kunsterziehung), Dr. K. Bühler (neue Sprachen), Dr. H. Braun (Deutsch und Englisch), J. Vökt (Latein), daneben die Herren Lauth, Eisele und Dr. F. Schlager für die Nebenfächer und Fräulein W. Spitzmüller für Handarbeit der Mädchen. Als Schuldirektor amtierte Herr Dr. H. Dietrich, den wir allerdings nie als unterrichtenden Lehrer in den unteren Klassen erlebten.

Dr. Braun war das Idealbild eines englischen Gentleman. Er hatte uns Schüler fest im Griff, ohne ein scharfes oder lautes Wort zu gebrauchen. Er war einer der wenigen Lehrer, die uns geprägt haben; von anderen ist oft nur der Name geblieben. Diese Periode meiner Schulzeit war gekennzeichnet durch viele Fliegeralarme. Kaum waren wir Schüler mit unseren Lehrern nach dem Ertönen der "Entwarnungs-Sirenen" in unsere Klassenzimmer zurückgekehrt, konnte es geschehen, dass die Sirenen erneut ertönten, zuerst "Voralarm", etwas später "Vollalarm". Also wieder in die

Luftschutzräume unserer Schule. Wieder saßen wir wartend da und hofften auf das Zeichen der Entwarnung.

An Unterricht im Keller war natürlich nicht zu denken. Es gab Tage, an denen wir wegen des Fliegeralarms keinen Unterricht hatten, unseren Mittagszug verpassten und die mühevollen 18 Kilometer nach Rheinfeldern zu Fuß zurücklegen mussten. Ab Herbst 1944 fuhren die Züge der Tiefflieger wegen nur noch bei Dunkelheit. Dazu kam die "doppelte Sommerzeit", die Uhren wurden um zwei Stunden vorgestellt. So mussten wir Rheinfelder Schüler oft morgens um vier Uhr aufstehen, um rechtzeitig den Unterricht in Säckingen zu erreichen.

Unser Schulunterricht begann meist mit dem Absingen der Nationalhymne, die aus der ersten Strophe des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes bestand (Horst Wessel war Student und SA-Führer gewesen. Er starb 1930 an den Verletzungen, die ihm ein Kommunist zugefügt hatte. Nach seinem Tod wurde er von Joseph Goebbels zum Märtyrer hochstilisiert). Nun durften wir uns setzen und der eigentliche Unterricht konnte beginnen. Unterrichtet wurden wir in Deutsch, Geschichte, Biologie, Physik, Mathematik, Englisch, Erdkunde, Latein und Leibeserziehung. Religion wurde 1944 nicht mehr unterrichtet, dieses Fach wurde erst nach 1945 wieder eingeführt.

Bei gutem Wetter wurde der Unterricht oft durch das Sammeln von Heilkräutern ersetzt. An diesen Tagen marschierte die ganze Schulbelegschaft mit Ausnahme der beiden obersten Klassen in die umliegenden Wälder, um dort durch das Sammeln verschiedener Kräuter unseren Beitrag zum "Endsieg" zu leisten. Es ging entlang an Hecken, Büschen, Bäumen und Wiesen; wir sammelten säckeweise vor allem Hirtentäschel, Spitzwegerich, Wegwarte, Kamille, Hagebutten, Birkenblätter und Schlüsselblumen. Diese Kräuter, die zu den verschiedensten Teesorten verarbeitet werden sollten, wurden auf dem Speicher der Volksschule (der "Hindenburg"-Schule) ausgebreitet und getrocknet. Welchen Weg unsere Ausbeute dann genommen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Ob die Blätter und Blüten tatsächlich zu Tee oder Heilmitteln weiterverarbeitet wurden, blieb im Dunkel verborgen. Für uns Buben waren diese Ausflüge natürlich willkommene Abwechslung zum täglichen trockenen Unterricht in den Klassenzimmern.

Unterbrochen wurde der Unterricht hin und wieder auch durch partei- und wehrpolitische Vorträge, die von Nazi- oder SS-Größen gehalten wurden. Hierzu mussten wir unsere Schule im "BallySchlössle" verlassen und uns zur Hindenburg-Schule begeben. Hier hörten wir uns in der großen Aula die Parolen an, die uns zum "Durchhalten bis zum Endsieg" begeistern sollten. Auch diese Unterbrechungen waren für uns Schüler willkommene Unterbrechungen im Schulalltag, für den Lehrstoff allerdings waren sie mehr als verhängnisvoll.

Mit zunehmender Dauer des Krieges wurden immer mehr Lehrer zum Kriegsdienst eingezogen, sofern sie nicht zu alt waren. So verabschiedeten sich die Herren Dr. Braun, Sieb, Laut und Dr. Schlager. Als Ersatz für diese Herren wurden unserer Schule Lehrer aus dem damals wieder "deutsch" gewordenen Elsass zugewiesen. Ich erinnere mich noch an zwei dieser Lehrkräfte: an die Herren Schulz und Wolf.

Beide sprachen nur unzureichend Deutsch, Herr Schulz sogar nur etwas mehr als gebrochen. Berühmt wurde seine mit stark französischem Akzent vorgetragene Aussage, als er einmal eine Apfelschale auf dem Boden liegen sah: "Wenn isch wiederkomm', isch will nischt mehr seh'n Bananschal' auf das Boden!" Dennoch unterrichteten sie uns in den Fächern Deutsch und Erdkunde. Keiner der beiden Herren verfügte über irgendwelche Autorität, so konnten wir im Unterricht tun und lassen, was wir wollten - Hauptsache, wir waren ruhig. Beide Lehrer waren in Säckingen todunglücklich und sicher froh, als sie wieder in ihre elsässische Heimat zurückkehren durften.

Vom Sommer des Jahres 1944 an gestaltete sich der Unterricht um einiges schwieriger. Diese Tatsache hatte mehrere Gründe, Ein Teil der Schüler der oberen Klassen wurde zu "Luftwaffen Helfern" nach Schwörstadt, Rheinfelden und Wyhlen eingezogen. Diese 16- bis 17-jährigen Schüler mussten Lücken in Flak-Stellungen auffüllen, die durch die Versetzung von regulären Flak-Soldaten an die Ostfront entstanden waren. Der Unterricht dieser "Hilfssoldaten" wurde von den Lehrern unserer Schule abgehalten. Dies führte dazu, dass an mehreren Tagen in der Woche verschiedene Lehrer am Vormittag kurz an der Schule in Säckingen unterrichteten, um dann einen der selten verkehrenden Züge zu erreichen, um zu den Stationen zu fahren, an denen die Luftwaffenhelfer am Nachmittag unterrichtet werden sollten. Welch enorme physische und psychische Belastung auf diesen Lehrern lastete, konnten wir damals nicht nachvollziehen.

Ein weiterer Grund für den immer unregelmäßiger werdenden Unterricht war die stetig näher rückende Front der Alliierten. Der Tiefflieger wegen fuhren die Züge auch bei Nacht nur noch sehr unregelmäßig. Wir "Fahrschüler" waren also gezwungen, mit Fahrrädern nach Säckingen zum Unterricht zu fahren. Es ist mir jedoch nicht bekannt, dass ein Schüler der Tiefflieger wegen sein Leben eingebüsst hat. Wir hörten die Flugzeuge rechtzeitig und konnten uns schnell in die Strassengraben werfen.

War ein Fahrradreifen oder -schlauch unbrauchbar geworden, war an Ersatz kaum zu denken. Man musste meist einige Tage warten, bis man auf dunklen Wegen zu einem Reifen oder Schlauch kam, der wieder einige Tage hielt, bis er endgültig unbrauchbar geworden war.

Im Spätherbst 1944 war auch diese Art des Schulunterrichtes nicht mehr durchzuführen. Wir erhielten unsere Weihnachtszeugnisse und die Pforten des "Scheffel-Gymnasiums" schlossen sich. Es war ein merkwürdiges Gefühl, nicht zu wissen, wie und wann es weitergehen würde. Wir Schüler wurden mit der Auflage entlassen, dass alle die älter als zwölf Jahre waren, "ihre ganze Kraft dem Endsieg widmen" sollten. Dies bedeutete, dass wir uns um eine Arbeitsstelle bemühen mussten. Der Begriff "Endsieg" war uns täglich mehrmals eingehämmert worden, Woche für Woche, Monat für Monat. Als Buben, die in diesem Regime aufgewachsen waren - ich bin Jahrgang 1931 - mussten wir fest an diese Parolen glauben. Wir hatten ja keinerlei Vergleichsmöglichkeiten. So machten wir uns mit viel gutem Willen auf, Arbeit zu finden.

Einer meiner Schulkameraden, Gunther Blunck, kam in der Elektriker- Werkstatt der Aluminium-Werke

unter. Ich hatte es einfacher. Mein Vater war als promovierter Chemiker Betriebsleiter im Werk Rheinfelden der IG Farbenindustrie AG. So kam ich in seinem Umfeld unter. Zuerst als Hilfskraft in seinem Büro. Dort durfte ich Akten ordnen und ablegen, dann sein Archiv neu gestalten. Allerdings dauerte diese Beschäftigung nicht sehr lange. Es zog mich mehr zur Arbeit in sein Betriebslaboratorium, welches direkt an sein Büro grenzte. Nach langem Bitten und Betteln ließ sich mein Vater erweichen, und so wurde ich "Labor-Gehilfe".

Meine Arbeitszeit entsprach derjenigen aller Werksangehörigen. An die Höhe meines Verdienstes erinnere ich mich nicht mehr, viel war es jedenfalls nicht. Zudem konnte ich mir kaum etwas kaufen, denn der Warenfluss war mehr als bescheiden geworden. Alles, was nicht kriegswichtig war, musste ins zweite Glied treten. Das Laborpersonal bestand aus den Herren Bernhard Deuzer als Chemotechniker, Hans Kästle, Hans Ebinger und Fräulein Mathilde de Cowa als Laboranten. Ich wurde in einige Analysen-Vorgänge eingeführt und konnte auf diese Weise meinen "Beitrag fürs Vaterland" leisten. Einige Analysen durfte ich selbständig durchführen, das Labor- Geschirr spülen und Botengänge verrichten. Mir machte die Arbeit Spaß, und das Laborpersonal war ein wenig entlastet.

Zu Beginn des Jahres 1945 wurden wir 13- und 14-jährigen Schüler zum Militärdienst eingezogen. Wir wurden in der Aula der zur Kaserne umfunktionierten Hindenburg-Schule einquartiert. Da wir bei der Einkleidung für Militäruniformen zu klein waren, mussten wir unsere "Jungvolk"-Uniformen anbehalten und wurden durch eine Armbinde mit dem Aufdruck "Soldat" neu gekennzeichnet. Die Stahlhelme waren uns zu groß und zu schwer, so dass wir sie nicht aufsetzen mussten. Die erhaltenen Gasmasken baumelten in ihren länglichen graugrünen Behältern schwer und unbequem um unsere Knie. Unser hilfloses Häuflein erhielt nun militärischen Drill: Exerzieren, Schiessübungen mit Gewehr und Festhalten der Panzerfaust. Wir 13-jährigen Knirpse konnten das schwere Gewehr kaum halten, geschweige denn damit schießen, von der wesentlich schwereren Panzerfaust ganz zu schweigen.

Die Verpflegung war äußerst knapp, und meist mussten wir hungrig unsere einfachen harten Pritschen aufsuchen. Nachts hörte man einige der "Soldaten" leise vor sich hin weinen. Und wir sollten das Vaterland retten!! So wurden wir auch nach einigen Tagen von einem SS-Offizier kommentarlos nach Hause entlassen. Als ich später bei einem Treffen der ehemaligen Abiturienten unserer Klasse diese Geschichte unter der Rubrik „Erinnert ihr euch noch?“ zum Besten gab, erwiderte Heinrich Krahl: "Und ob ich mich daran erinnere. Wisst ihr aber auch, wohin man uns damals zum Kriegseinsatz schicken wollte?" Grosses Schweigen. Dann erzählte Heinrich weiter: "Wir waren bestimmt für die Front in Tirol. Dies hat sich jedoch zerschlagen, da es keine Transportmöglichkeit mehr gab!" Mir lief es bei diesen Worten kalt den Rücken herunter, und ich bin überzeugt, ich war nicht der Einzige.

Ueber die letzten Kriegstage lasse ich einige Notizen aus dem Tagebuch meines Vaters berichten:

21.4.1945: Abends Einberufung zum Volkssturm.

22.4.1945: Um 11 Uhr werde ich aus dem Volkssturm entlassen. (Nein, Vater war der einzige Chemiker im Betrieb, der mit der Herstellung von Speisesalz vertraut war).

23.4.1945: Der Feind ist über den Rhein gesetzt. (Dies bedeutete, dass das Markgräflerland von den Alliierten besetzt war).

24.4.1945: Lörrach von den Franzosen besetzt. Nachts wird der Volkssturm aufgelöst.

25.4.1945: 12.30 Uhr wird Rheinfelden kampflos den Franzosen übergeben. Überall weiße Fahnen.

Über die letzten Kriegstage und über den Einmarsch der französischen Truppen in Rheinfelden ist unendlich viel geschrieben worden. Für den Einzelnen ist es schwer, ein endgültiges Fazit zu ziehen, was wann und durch wen geschehen ist. Jeder hat diesen Tag auf seine Weise erlebt. Ich muss mich hier auf mein Gedächtnis verlassen und an die Aufzeichnungen meines Vaters halten.

Die Arbeit in den drei großen Werke in Rheinfelden - AluminiumHütte, DEGUSSA und I.G. Farbenindustrie - konnte während des Krieges und besonders während der beiden letzten Kriegsjahre nur mit Hilfe von Fremd- und Zwangsarbeitern aus dem besetzten Ausland aufrecht erhalten werden, da viele deutsche Arbeiter an den Fronten Kriegsdienst leisteten. Die Fremdarbeiter stammten aus Norwegen, Belgien, den Niederlanden, Frankreich und ganz besonders aus osteuropäischen Ländern.

In den letzten Kriegstagen erhob sich nun die Frage, was man mit diesen Menschen tun sollte, wohin man sie abschieben könne. Denn man hatte nun Angst vor diesen Leuten, und militärische Organisationen wollten sie liquidieren. Dass diese Zwangsarbeiter nicht hingerichtet wurden, ist sicherlich nicht offiziellen Stellen zu verdanken. Am 22. April 1945 wurden sie über die Rheinbrücke geführt und den Schweizer Behörden übergeben.

Die Rheinfelder Polizei bestand damals aus den Herren Alois Böhler, Hermann Manschott und Herrn Berger. Sehr große Verdienste bei der kampflosen Übergabe der Stadt hat sich zweifellos Herr Böhler erworben. Deutsche Wehrmacht- und besonders SS-Stellen wollten Kraftwerk und Rheinbrücken den Feinden nicht intakt übergeben. An wichtigen Stellen dieser Objekte waren bereits Sprengladungen angebracht, die in der Nacht zum 25. April 1945 gezündet werden sollten. Eine kleine Delegation, zu der auch mein Vater gehörte, konnte die Uniformierten überzeugen, dass diese Tat sinnlos wäre. Die Zerstörung des Kraftwerkes hätte die Lahmlegung der Stromversorgung und damit die Stilllegung der gesamten Rheinfelder Industrie zur Folge gehabt.

Mein Vater schrieb über diesen Abschnitt der Rheinfelder Geschichte folgendes: In der Nacht zum 24. April nahm ich Herrn Hau nochmals auf die Seite und sprach zu ihm von der ungeheuren Verantwortung, die er mit einer Sprengung auf sich nehme. Es war aber nicht notwendig, ihn zu überreden. Sein gesunder Menschenverstand hatte ihm den rechten Weg gewiesen, und schon wenige Stunden später berichtete er, dass er mit seinen Männern die Munition in den Rhein geworfen habe. Viele hundert Meter Kabel vermachte er meinem Labor, und in den Jahren des größten Materialmangels haben uns diese Kabel als Schwimmschnüre an Behältern gute Dienste geleistet.

Doch zurück zum 25. April 1945, Zusammenbruch, Kapitulation, Befreiung, Einmarsch fremder Truppen, Umsturz des Naziregimes. Viele Worte, viele Bezeichnungen, viele Bedeutungen. Wie wir

alle sehr schnell merkten, wurde dieser Tag zu einem entscheidenden Einschnitt in unserem Leben, Am Vormittag dieses Tages wurden alle Beschäftigten des Werkes, sofern sie nicht im Schichtbetrieb an Maschinen und anderen Einrichtungen des Werkes arbeiteten, nach Hause geschickt. Dies verbunden mit der Aufforderung, am nächsten Tag wieder zur Arbeit zu erscheinen. Trotz des Einmarsches der französischen Streitkräfte wurde der Betrieb im Werk nicht unterbrochen, nicht einmal für eine einzige Minute. Ein Unterbruch in der Stromversorgung oder ein Abstellen der Elektrolyse-Anlage hätte katastrophale Folgen gezeitigt. Die elektrolytischen Bäder wären dermaßen beschädigt worden, dass eine Reparatur unmöglich gewesen wäre. Da auch kein Ersatz vorhanden war, hätte das Werk auf unbestimmte Zeit stillgelegt werden müssen. Dieses Problem war in den letzten Kriegstagen die ständige Sorge meines Vaters, und ich bin überzeugt, es war nicht nur seine Sorge.

Glücklicherweise gab es auf deutscher Seite einige Leute, die fließend französisch sprachen, und ebenso groß war unser Glück, dass es auf französischer Seite einige Menschen gab, die vernünftig genug waren, den Ausführungen der Deutschen Glauben zu schenken. So wurde großer Schaden für Rheinfelden verhindert. Im Verlaufe des späteren Vormittags wurden wir immer wieder durch Melder über die Bewegungen der französischen Truppen informiert. Plötzlich machte das Gerücht die Runde, die Franzosen befänden sich bereits am Waidhof und wollten nun Rheinfelden erobern. Bedingung der französischen Offiziere war, dass Rheinfelden kampflos übergeben werde. Zum Zeichen der kampf- und bedingungslosen Übergabe seien in allen Hauptstrassen weiße Fahnen zu hissen.

Fahnenstangen befanden sich zu jener Zeit an allen Häusern, denn zu Zeiten des Dritten Reiches mussten an "hohen Feiertagen", zum Beispiel "Führers Geburtstag", Hakenkreuzfahnen und -flaggen gehisst werden. So wurden in unserer Strasse, der Adolf-Hitler- Strasse (später Friedrichstrasse) an allen Häusern weiße Bettlaken hochgezogen. Nur unser Nachbar, der auch an diesem Tag noch überzeugter Nationalsozialist war, weigerte sich, seine Überzeugung aufzugeben und zu kapitulieren. Im Gegenteil: Er drohte, sich den Defätismus seiner Nachbarn zu merken und „dafür zu sorgen, dass wir nach dem Endsieg alle dahin kämen, wohin wir gehörten“.

Da unsere Familie mit ihm und seiner Frau ein Doppelhaus der Firma bewohnten, gelang es meinem Vater schließlich, ihn davon zu überzeugen, dass seine Weigerung schlimmste Folgen für das Haus haben würde. Durch Dolmetscher hatten die französischen Offiziere uns zu verstehen gegeben, dass Häuser, die nicht weiß beflaggt seien, beschossen würden, da man in ihnen SS- oder Werwolf-Leute vermute. So wurde auch diese Klippe umschifft, und unser Nachbar hisste ein weißes Leintuch, erging sich aber in wüsten Beschimpfungen meinem Vater gegenüber. Seine Strafe folgte auf den Fuß: Noch am Abend des 25. April wurde er zusammen mit anderen Nazis von französischen Soldaten verhaftet, in ein Lager nach Säckingen gebracht, und dort erlitt er täglich, zusammen mit anderen Größen des Dritten Reiches, die Prügelstrafe.

Gegen Mittag marschierte der damalige Bürgermeister der Stadt in voller SA-Uniform und dekoriert mit Orden und Ehrenzeichen zu seinem Amtssitz ins Rathaus und kurze Zeit später wieder zurück in sein Haus in der Sophienstrasse. Vermutlich wollte er mit diesem Marsch demonstrieren, dass er nicht getürmt war, was viele Bürger der Stadt vermutet hatten. Auch er wurde noch am gleichen Tag verhaftet und nach Säckingen gebracht.

Um 12.30 Uhr fuhr mit großem Tempo ein Panzerspäh-Wagen mit geschlossenen Luken durch unsere Strasse stadteinwärts und kurze Zeit später wieder zurück. Vermutlich hatte diese Vorhut die Aufgabe, die gewaltfreie Übergabe der Stadt zu kontrollieren. Es dauerte auch nicht lange, bis kurz nach dreizehn Uhr der ganze Tross der französischen Truppen dem wieder vorausfahrenden Spähwagen folgte - Panzer, Last- und Personenwagen, Jeeps. In den Fahrzeugen saßen Europäer, Marokkaner und Schwarze, die nun die Geschicke unserer Stadt bestimmen sollten. Alle trugen sie die khakifarbenen Uniformen der Amerikaner. Mit ihrem Einzug begannen Terror, Übergriffe, Schikanen, Vergewaltigungen, Raub und Plünderungen den Tagesablauf der kommenden Wochen zu bestimmen.

Am Übergang vom Friedrichsplatz zur Friedrichstrasse wurde das Haus des Zahnarztes Dr. Hanstein zur Kommandantur erklärt. Die Praxis war verwaist, da sich Dr. Hanstein an der Ostfront oder in russischer Gefangenschaft befand. Frau Hanstein und ihren vier Kindern wurde das Haus des verhafteten Bürgermeisters zugewiesen. Die Ehefrau des Bürgermeisters und ihr Sohn mussten in eine Baracke in Warmbach umziehen.

Für uns Buben war dieser Tag ein unvergessliches Ereignis. Wir hatten natürlich noch nie einen Jeep gesehen, geschweige denn eine der hohen dünnen Funk-Antennen, von den Panzerwagen amerikanischer Bauart gar nicht zu reden. Was uns am meisten erstaunte, waren die einfachen und schmucklosen Uniformen der Soldaten ohne Orden und Ehrenzeichen.

Eine der ersten Amtshandlungen der neuen Machthaber war die Einführung einer nächtlichen Ausgangssperre, die zuerst von 18 Uhr abends bis acht Uhr am Morgen dauerte und nach und nach gelockert wurde. Deutsche, die während der Sperrzeit unterwegs angetroffen wurden, mussten damit rechnen, beschossen oder zumindest verhaftet und im Keller der Kommandantur eingesperrt zu werden. Es gab kaum einen Jugendlichen, der nicht eine oder mehrere Nächte im Hanstein'schen Haus zugebracht hatte. Plötzlich war wieder einer unserer Kameraden verschwunden, um einige Tage später von seiner "Gefangenschaft" zu erzählen. Die französischen Wachen ließen uns ungeschoren, verpflegten uns Gefangene recht gut und ließen uns je nach Laune früher oder später wieder laufen.

Doch nochmals zurück zum 25. April. Bereits am Nachmittag begannen die ersten Plünderungen durch französische Soldaten. Ganz selten verliefen sie human, meist jedoch aggressiv, ja brutal. Unser Haus wurde zunächst von einer Art Feldweibel aufgesucht, der mit einer Maschinenpistole bewaffnet war und das Haus von oben bis unten "nach Waffen" durchsuchte. Im Nachttisch meines Vaters fand er ein Taschenmesser. Sehr höflich fragte er, ob er dieses als Souvenir mitnehmen dürfe.

Der zweite Franzose verlangte Butter, der dritte nahm meiner Mutter den Ehering vom Finger. Meine Mutter war der Ansicht gewesen, dass ein zivilisierter Mensch keinen Ehering rauben könne. Sie wurde eines Besseren belehrt - die gezogene Pistole brauchte keine Worte.

Der nächste Plünderer in Uniform verlangte die Armbanduhr, die meine Mutter am Handgelenk trug. An dieser Uhr sollte der "Räuber" jedoch keine große Freude haben. Wir hatten erfahren, durch welche Kanäle auch immer, dass die Besetzer wild auf Uhren, Schmuck und andere Wertgegenstände seien. Also hatten meine Eltern alle diese Gegenstände im Werk sicher versteckt. Die einzige Uhr, die sich in unserem Hause befand, war die Armbanduhr, die ich zur Ersten Kommunion erhalten hatte und die nie richtig lief. Da sie nicht "kriegswichtig" war, durfte sie kein Uhrmacher reparieren.

Allen nachfolgenden Plünderern konnten wir reinen Herzens mitteilen, dass ihre Vorgänger bereits alle Wertgegenstände mitgenommen hätten. Es gab dann ein wildes und wüstes Gefluhe mit schrecklichen Drohungen; doch sämtliche Durchsuchungen unserer Schränke und Kommoden waren vergeblich. Auch die Fragen nach Wein und Schnaps, meist begleitet von Drohungen mit der Maschinenpistole, konnten wir verneinen. Diese Vorräte befanden sich im Werk in sicheren Verstecken.

Es gab auch manche Übergriffe, die nicht notwendig gewesen wären und von denen sich mehrere französische Offiziere distanzieren. Der Stadtkommandant, ein Capitain Du Sordet, liess alle gewähren und schikanierte die Bevölkerung auf sadistische Weise. Mädchen und jungen Frauen wurden auf dem Balkon der Kommandantur öffentlich die Haare abgeschnitten und der Kopf rasiert - "freundliche" Nachbarn hatten sie als Nazis denunziert. Trotz allem hielten sich Denunziationen in Grenzen. Dafür wurden Schaufensterscheiben von Geschäften ehemaliger Nazis mit Steinen eingeworfen.

Es zeigten sich nun die üblichen und üblen Auswirkungen einer verwilderten Soldateska. Im Nachhinein muss man allerdings daran erinnern, dass die Soldaten der deutschen Armee sich in den besetzten Ländern nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatten, und viele der jetzigen Ausschreitungen sind als Vergeltung für die ihrem Land zugefügten Grausamkeiten zu betrachten. Daneben zeigten sich auf Vorkommnisse, die es in normalen Zeiten nicht gab, nicht geben konnte und durfte. Das Kriegsende war gleichzeitig das Ende des „tausendjährigen Dritten Reiches“ und damit das Ende der Nazi-Herrschaft.

Im Grossen kam es in der Folgezeit zu den bekannten Kriegsverbrecher-Prozessen in Nürnberg. Im Kleinen, zum Beispiel in unserer Stadt, gab es ähnliche Erscheinungen. Wer im Dritten Reich „Parteigenosse“ gewesen war, wurde oftmals verhaftet, zumindest musste er seinen Arbeitsplatz räumen, um diesen einem Nicht-Parteigenossen zu überlassen. Oft wurden diese Verhaftungen nachts durchgeführt. Da niemand wusste, wer wann verhaftet werden sollte, hatten die meisten männlichen Bürger der Stadt ein mit dem Nötigsten gepacktes Kofferchen neben dem Bett stehen, um bei einer nächtlichen Verhaftung nicht unnötig Zeit mit Suchen zu verlieren.

Obwohl mein Vater kein Parteigenosse gewesen war, hatte auch er dieses Köfferchen im Schlafzimmer bereitgestellt. Auf meine entsprechende Frage meinte er gelassen: In diesen Zeiten muss man mit allem Möglichen rechnen. Werde ich nicht verhaftet, ist es gut, im anderen Fall habe ich vorgesorgt. Diese Verhaftungen der ehemaligen Nazis mussten jedoch sehr schnell neu überdacht werden. Da es wesentlich weniger Nicht-Nazis als Nazis gab, blieben viele Arbeitsstellen unbesetzt, was naturgemäß in den großen Betrieben der Stadt zu gewaltigen Problemen und Engpässen führte. Daher mussten recht bald die Willkür des Herrn Du Sordet gutem Wille, der Notwendigkeit und Vernunft Platz machen.

Während der ersten Tage und Wochen waren die einzelnen Städte und Dörfer von einander abgeschnitten. Jeglicher Strassen- und Schienenverkehr war unterbunden. Eine der ersten Aktionen der neuen Gebieter war die Errichtung einer Passierscheinstelle, die den Verkehr mit den benachbarten Ortschaften regeln sollte. Neue Ausweise waren schnell ausgestellt, natürlich ohne Foto, denn Filme gab es keine zu kaufen. Dafür waren unsere Fingerabdrücke in den neuen Papieren festgehalten. Reisen durfte man nur mit dem "Laissez-Passer", der selbstverständlich den Stempel der französischen Militärregierung sowie die Unterschrift des Capitain Du Sordet tragen musste. Doch wurde diese Vorschrift mit der Zeit gelockert.

Dem Tagebuch meines Vaters entnehme ich folgenden Eintrag:

24.6.1945: Man darf ohne Laissez-Passer im Kreis Säckinggen mit der Bahn fahren. Wollte man allerdings nach Wyhlen. Grenzach oder Lörrach fahren, musste man weiterhin einen Passierschein beantragen.

Ein anderes sehr interessantes Detail der damaligen Zeit entnehme ich wiederum einem Eintrag in meines Vaters Tagebuch:

29.5. 1945: Rheinfeldern kommt in eine Sperrzone, in die niemand hinein darf.

Obwohl für den Normalbürger Baumaterialien jeglicher Art fehlten, ließen die französischen Militärbehörden in zwei bis drei Kilometer Luftlinie von der Grenze zur Schweiz entfernt, einen hohen Drahtzaun errichten, der die Grenzregion vom übrigen Land abschnitt. Dieser Zaun wurde durch Patrouillen des Militärs kontrolliert; es gab nur wenige Strassen, auf denen man die Grenzzone mit einem Passierschein verlassen oder betreten durfte. Auch diese Strassen wurden von französischen Soldaten bewacht.

Wir waren also vom Hinterland vollkommen abgeschnitten. Die Bewohner des Dorfes Minseln beispielsweise durften nicht zur Arbeit nach Rheinfeldern fahren, sie mussten vorab einen Passierschein beantragen. Und nun geschah das Komisch-Tragische, das beinahe Herrn Du Sordets Karriere beendet hätte. Am Schlagbaum der Strasse nach Hinseln und Karsau saßen Soldaten, die kein Wort Deutsch sprachen oder lesen konnten. Kein Laissez-Passer, kein Durchkommen. Diese Soldaten ließen sich auch nicht durch den Stempel der Militärregierung beeindrucken. Das einzige

deutsche Wort, das man zu hören bekam, lautete "nix!"

Dies hatte für die Rheinfelder Industrie fatale Folgen. Die Arbeiter, die in der Sperrzone lebten, mussten Überstunden ohne Ende leisten, zum Teil Schwer- und Schwerstarbeit, wobei kaum Lebensmittel aufzutreiben waren. Erst massivste Reklamationen bei Herrn Du Sordet veranlassten diesen, Soldaten an den Schlagbäumen zu postieren, die der deutschen Sprache mächtig waren.

Natürlich waren wir Städter jetzt vom Hinterland - Minseln, Karsau, Eichsel, Adelhausen und Nordschwaben - abgeschnitten und hatten somit keinerlei Möglichkeit, in den Dörfern einige Lebensmittel zu erstehen. Trotzdem ist es uns Jugendlichen mehrfach gelungen, des Nachts die Sperre zu durchbrechen. Wir kannten die Schleichwege und schlichen während der Sperrstunde auf verschlungenen Pfaden bis in die Mähe des Drahtzaunes. Dann warteten wir, bis die französische Patrouille vorbeigelaufen war, schoben uns leise unter dem Drahtzaun hindurch und liefen durch den Wald nach Minseln. Im unteren Teil des Dorfes lebte der Bauer Wilhelm Wenk, der im Betrieb meines Vaters arbeitete und uns einen Liter Milch und andere wertvolle Lebensmittel mit auf den Heimweg gab.

Der Rückweg verlief ähnlich wie der Hinweg; schleichend bis in die Nähe des Zauns, den Rundgang der Soldaten abwarten, sorgfältig unter dem Zaun hindurchkriechen, ohne die Milch zu verschütten und unauffällig auf Nebensträßchen nach Hause. Die ganze Expedition dauerte immerhin rund drei Stunden. Nur ein einziges Mal wurden wir erwischt, der französische Soldat hielt uns an, nahm meinem Bruder die Flasche mit Milch ab und schüttete das kostbare Nass grinsend auf den Boden der Wiese. Dann ließ er uns, ohne uns zu verhaften, laufen. Sicher war er der Meinung, wir seien gestraft genug - was ja auch stimmte.

Warum war dieser Zaun überhaupt errichtet worden? Diese Frage ist recht einfach zu beantworten. Die Franzosen wollten mit diesem Hindernis verhindern, dass versprengte Soldaten, vor allem SS- und Werwolf-Leute, in die Schweiz gelangen konnten. Sie wollten erreichen, dass alle Kriegsverbrecher ihrem gerechten Schicksal überantwortet würden. Ob sie mit dieser Maßnahme Soldaten, SS-Leute oder Werwölfe fingen, ist mir nicht bekannt. Allerdings gehört die Anwesenheit von Werwölfen in unserer Gegend ins Reich der Fabel.

Zum Bau des Zauns wurden alle Leute herangezogen, die keiner Arbeit nachgingen: Kinder, Frauen, Rentner; eben alle, derer man habhaft werden konnte. Doch war diesem Zaun nur ein kurzes Leben vergönnt. So schrieb mein Vater:

13.8.1945: Die Sperrzone innerhalb des Kreises Säckingen wird aufgehoben.

Sinnigerweise wurden zur Demontage der Zaunanlage wiederum jene Leute verpflichtet, die sie errichtet hatten. Die Franzosen hatten sich Namen und Adressen sorgfältig notiert.

Nach diesem zeitlichen Ausflug wieder zurück zum Beginn der Besatzungszeit. Die Stadt Rheinfelden, war - wie bereits geschildert - wirtschaftlich von der Außenwelt abgeschnitten. Die Versorgung der

Bevölkerung mit Lebensmitteln und die der Industrie mit wirtschaftlichen Gütern lief ausschließlich über die französische Militärverwaltung. Nun zeigten sich die Sünden der Besetzung Frankreichs durch die deutschen Truppen. Diese hatten fast das ganze Land ausgekauft und ausgeraubt. Die französische Bevölkerung verfügte nun selbst kaum über genügend Lebensmittel, um sich und ihre Soldaten zu ernähren. So floss ein Grossteil der für die deutsche Bevölkerung bestimmten Mengen vorab nach Frankreich, vor allem nach dem Elsass und nach Lothringen. Ein beachtlicher Teil des Restes ging an die französischen Truppen im Lande, sodass für die deutsche Bevölkerung nur noch ein kümmerlicher Rest übrig blieb. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel.

Es begann der große Hunger. Wer keinen Garten hatte oder kein Feld besaß, war wirklich zu bedauern, denn was man auf Lebensmittelkarten kaufen konnte, entsprach nicht im Entferntesten den Forderungen der Ärzteschaft. Nun begann die Zeit des Improvisierens und die Zeit der "Zigaretten-Währung", von der noch zu erzählen sein wird. Wohl wurden wir Familienmitglieder nicht satt, doch hatten wir immerhin täglich zwei karge Mahlzeiten. Monatelang bestanden sie aus Pellkartoffeln und Salat, zum Trinken gab es Pfefferminztee. Hin und wieder wurde unser Mittagstisch durch Gemüse aus unserem Garten oder von unserem Feld auf dem Werksgelände bereichert.

Die I.G. Farben-Werke verfügten damals auf dem Werksgelände über einen Tennisplatz, ein Fußballfeld, Aschenbahn und Weitsprunganlage. Mit Ausnahme des Tennisplatzes wurde die restliche Anlage umgepflügt, in Parzellen zu 100 Quadratmetern aufgeteilt und den Werksangehörigen kostenlos zur Verfügung gestellt. Da wir in unserem Haus meist ein Zimmer an einen Chemiker oder Ingenieur vermietet hatten, die für längere oder kürzere Zeit im Werk arbeiteten, hatten wir das Glück, über zwei dieser Felder zu verfügen.

Eine Parzelle war dem Anbau von Kartoffeln und Tabak vorbehalten, die zweite wurde mit Gemüse aller Art bepflanzt, dass nichts gestohlen wurde, hierfür war die Werkspolizei besorgt, die regelmäßig, auch nachts, durch das ganze Gelände patrouillierte. Der Anbau von Tabakpflanzen war durch die französischen Behörden streng reglementiert. Pro Person durfte nur eine bestimmte Anzahl Pflanzen angebaut werden. Nach der Ernte wurden die Blätter auf Schnüre gezogen, auf dem Speicher in der Wärme getrocknet und zur Fermentation von Zeit zu Zeit befeuchtet. Jeder Tabakanbauer hatte sein eigenes "Fermentationsgeheimnis". Dann wurden die Tabakblätter geschnitten oder gekrümelt und – geraucht. Heute würde auch der gierigste Nikotinsklave dieses Kraut nicht in seine Pfeife stopfen.

An Brot konnte man nur das so genannte „Maisbrot“ kaufen. Es bestand zu 50 Prozent aus Maismehl und zu 50 Prozent aus Rosskastanienmehl. Es war immer nass, ließ sich kaum schneiden und schmeckte scheußlich. Doch es war Brot und stillte den schlimmsten Hunger. Nur ganz, ganz selten konnte man Brot kaufen, welches aus Roggenmehl gebacken war. Dies waren dann seltene Feiertage. Zum Weihnachtsfest 1946 hatte ich nur einen einzigen Wunsch: einen Laib Roggenbrot, den ich ganz allein essen dürfe. Doch diesen Wunsch konnten meine Eltern mir nicht erfüllen.

Butter erhielten nur wir Jugendlichen und Kinder - in der Woche 125 Gramm. Diese Butterbällchen hüteten wir mühevoll und teilten sie geizig ein. Gegen Ende der Woche roch und schmeckte dieser Brotaufstrich leicht ranzig. Doch dies störte uns nicht - es war immerhin Butter. Die Erwachsenen erhielten nur selten eine Butterzuteilung. Und wenn doch, so überließen sie das wertvolle Fett uns Kindern.

Einmal wurden auf Lebensmittelkarten pro Kopf 500 Gramm Nierenfett abgerufen, abzunehmen bei der Metzgerei Kempf. Am entsprechenden Morgen stellte ich mich als etwa Zwanzigster in die Schlange der Artenden und harrete dort bis ungefähr 6 Uhr aus; die Schlange hatte schon deutlich an Länge zugenommen. Mein Bruder löste mich ab und übergab seinen Platz gegen 10 Uhr unserer Mutter, die nach weiteren zwei Stunden Wartezeit die komplette Menge von zwei Kilo minderwertiges Fett mit nach Hause nehmen konnte. Sechs Stunden Warten für zwei Kilo Fett!

Niemand konnte auf Dauer von diesen Rationen leben, ohne körperlichen Schaden zu nehmen. So ging man „hamstern“. Ziehe ich das Berteismann Lexikon zu Rate, finde ich folgenden Eintrag: „hamstern, Nahrung in größeren Mengen zusammentragen und speichern, als es im Augenblick erfordert. Das Hamstern ist bei vielen Nagetieren aber auch bei einigen Vögeln verbreitet.“ Soweit die Theorie. Nur derjenige, der tauschwerte Gegenstände besaß, konnte bei den Bauern Nahrungsmittel erwerben. Geld, ob Reichsmark oder Besatzungsgeld, hatte seinen Wert verloren. So wanderten viele Besitztümer der Stadtbevölkerung langsam und sicher in das Eigentum der Landbevölkerung.

Bei einer polizeilichen Haussuchung im Frühjahr 1948 fand man in einem bäuerlichen Anwesen in einem Dorf auf dem Dinkelberg: 48 Betttücher, 22 Damastischtücher, 100 Stoffservietten, 12 Schlafanzüge, 50 Handtücher, 23 Bettbezüge, 38 Kopfkissen, 34 Kilogramm Wolle, 78 Messer, 78 Gabeln, 45 Silberlöffel, 34 896 Mark (davon 4589 Mark in Münzen), 240 Mark in Goldmünzen, 11 Schweine, von denen nur vier angemeldet waren.

Doch es wurde nicht nur bei den Bauern in unserer näheren Umgebung gehamstert, auch Mutter Natur leistete ihren Beitrag zur Stillung unseres Hungers. Allerdings mussten wir hinaus in die Wälder wandern, um dort die Dinge zu finden, die der Ergänzung unseres Speisezettels dienen sollten. So wanderte unsere Familie an Sommer- und Herbstsonntagen schon recht früh, zum Glück waren und sind wir alle Frühaufsteher, hinaus in den Nollinger Wald und suchten dort Pilze. Mein Vater kannte die Steinpilze, die schwarzen Totentrompeten, die gelben Pfifferlinge und die weißen Bowiste, Sicherheitshalber ließen wir alle anderen Pilze stehen, wahrscheinlich zur Freude der Spätaufsteher. Da wir schon sehr zeitig auf den Beinen waren, kamen wir meist mit reicher Beute nach Hause. Hier wurden die Pilze gewaschen, in Scheiben geschnitten und getrocknet. Manche dünne Suppe wurde durch die Zugabe der Pilze wesentlich schmackhafter.

Weit weniger Freude bereitete die Suche nach den dreieckigen Bucheckern. Schon das Aufsammeln war mühsam. Dazu waren die Früchte so klein, dass es lange Zeit dauerte, bis wir mit ihnen eine

Papiertüte gefüllt hatten. Oft tat uns vom dauernden Bücken der Rücken weh. Doch wenn wir an das wertvolle Öl dachten, das aus dieser "Ware" hervorgehen sollte, vergasen wir unsere Rücken und bückten uns weiter. Zuhause mussten die harten Schalen geöffnet werden, denn nur der Inhalt, die kleine wohlschmeckende Nuss, konnte zu Öl verarbeitet werden. Unsere gereinigte Ernte wurde im Werk gewogen, und wir erhielten den entsprechenden Anteil Bucheckernöl, eine dunkle Flüssigkeit von eigenartigem Geschmack.

In den Wäldern fanden wir natürlich auch Himbeeren, Heidelbeeren und Brombeeren, die wir nicht links liegen lassen konnten. Diese Beeren wurden zuhause - mit viel zuwenig Zucker - zu Marmelade verarbeitet. Da man zuwenig Zucker besaß, bestand die Gefahr, dass die Konfitüre recht bald schimmelig wurde.

Hatten die Bauern ihre Getreidfelder abgeerntet, durften wir Kinder auf den Äckern Ähren lesen. In dem Augenblick, da der Bauer sein Feld freigab, liefen oft 20 bis 30 Kinder und Halbwüchsige - meist barfuss - über das Stoppelfeld und sammelten die liegen gebliebenen Ähren auf. Daheim wurden die Ähren in einem Kissenbezug mit dem Teppichklopfer "gedroschen" und zum Teil in der Kaffeemühle geschrotet oder gemahlen. Handelte es sich um Weizen- oder Roggenkörner, wurde das Mehl zum Kuchenbacken verwendet. Brachten wir Gerstenähren nach Hause, wurden die Körner auf der Herdplatte geröstet und dienten als Kaffeeersatz.

Sehr begehrt waren auch Zuckerrüben. Diese konnten wir im Rucksack mitnehmen. Zuhause wurden sie gewaschen, fein geschnitzelt und zu Sirup gekocht, der dann als leckerer Brotaufstrich Verwendung fand. Fanden wir auf einem abgeernteten Acker einige Kartoffeln, war unsere Freude natürlich groß. Auch durfte man nach dem Erntedankfest Äpfel und Birnen auflesen. Eine Ausnahme bildeten Walnüsse, die schon damals (und auch heute noch) selbst nach Erntedank Eigentum des Bauern waren und leider nicht aufgesammelt werden durften. Im Spätherbst gehörte auch das Sammeln von Hagebutten zu unserer Sonntagsbeschäftigung. Die knallroten glänzenden Früchte wurden aufgeschnitten und die pelzigen Kerne entfernt. Der Rest wurde dann zu schmackhafter Marmelade gekocht.

Doch es wurden nicht nur Lebensmittel gehamstert oder Früchte und Obst gesammelt; alles was in der Notzeit irgendwie von Nutzen sein konnte, wurde verwertet. In meiner Zeit als Laborgehilfe wurde im Rechen des Kraftwerkes ein totes Schwein angeschwemmt. Ein ganzes Schwein! Das bedeutete Fett! Alle stürzten sich auf den Kadaver und begutachteten ihn. Da das Tier bereits seit einigen Tagen im Wasser gelegen haben muss, stank es bestialisch und konnte nicht mehr zu Ernährungszwecken verwendet werden. Sogar die Vertreter der französischen Militärverwaltung wandten sich mit Abscheu ab und gaben das tote Tier uns Deutschen zur weiteren Verwertung frei. Man musste nicht lange überlegen: wenn es schon nicht zur menschlichen Ernährung dienen konnte, aus dem Fett konnte Seife gekocht werden.

Einer der Schichtarbeiter, ein gelernter Metzger, nahm das tote Tier aus. Die riesigen Fettstücke

wurden im Kesselhaus in der hintersten Ecke in einem großen Waschkessel gekocht. Während des Kochvorganges musste die entsetzlich stinkende Masse ständig gerührt werden. Und wer konnte dies am besten und am billigsten tun? Richtig - ich als der Jüngste. Anschließend wurde die stinkende Hasse im Schmelzereibetrieb getrocknet und zu Seife weiterverarbeitet. Diese Seifenstücke haben lange Zeit mitgeholfen, die Wäsche zu waschen. Eben, Not macht erfinderisch!

Neben "Hamstern" und "Sammeln" gab es noch eine dritte Möglichkeit, die Not etwas zu lindern. Ich spreche vom "Schwarzen Markt". Im Bertelsmann-Lexikon liest man: „Schwarzhandel, eine Sonderform des Schleichhandels in (Kriegs-) Zeiten mit Güterbewirtschaftung (Rationierung) u. Preisfestsetzungen. Durch die Rationierung entsteht infolge der Festpreise ein Geldüberhan(verdeckte Inflation), der zu einem "schwarzen Markt" führt, auf dem rationierte Waren frei gehandelt und die Festpreise überschritten werden.“

Hier nur einige wenige Beispiele, die ich selbst erlebt habe: Offiziell gab es nur sehr wenige Zigaretten zu kaufen, von Stumpen oder Zigarren ganz zu schweigen. Es existierten zwei Sorten Zigaretten "HOCO" und "BOSCO" genannt, die man mit viel Glück gegen Abschnitte der Raucherkarte kaufen konnte. Es waren Zigaretten aus schwarzem Tabak, wie die Franzosen sie gerne rauchten. Eine dritte Sorte "Sondermischung" aus hellem "türkischem" Tabak wurde nur an Angehörige von wichtigen Betrieben verteilt. Welche Betriebe zu den wichtigen gehörten, entschieden die französischen Behörden. Jedenfalls erhielten mein Vater und ich zweimal im Monat je ein Päckchen "Sondermischung". Das waren im Monat vier und nach drei Monaten zwölf Päckchen mit wertvollstem Inhalt. Diese Zigaretten wurden nicht geraucht, sie dienten als "Währung" für den Schwarzmarkt.

So fuhr ich alle drei Monate mit dem Zug von Rheinfeldern über Weil nach Freiburg. Hinter dem Münster konnte man Händlern begegnen, sich mit ihnen unterhalten und seine Ware anbieten. Obwohl ich erst 14 Jahre alt war, wurde ich von ihnen nie übers Ohr gehauen; im Gegenteil, ich hatte immer das Gefühl, sie waren zu mir als Halbwüchsigen besonders nett. Einmal schickte mich sogar einer mit den Worten fort: "Hau ab, geh' ins Münster und bet'. Hier gibt es gleich eine Razzia!" Als ich eine halbe Stunde später die Kirche verließ, war der Spuk vorbei und einige wenige waren schon wieder dabei, ihre Waren anzubieten.

Was konnte man hier nun erwerben? Butter, Speiseöl, Dachpappe, Nägel, Benzin, Draht; einfach alles, was angeboten und angefragt wurde und handelswert war. Ich bin überzeugt, ich hätte hier auch ein Auto mit Fahrgenehmigung erstehen können. Meine Zigaretten waren jedenfalls immer ein gefragtes Objekt. Einmal erhielt ich für die Zigaretten meinen Rucksack mit Nägeln verschiedener Größe gefüllt. Diese Nägel waren dann wieder Grundlage für den Tausch mit anderen Produkten. Es wurden Klaviere, Violinen, Fotoapparate, echte Teppiche, Silberbestecke und andere wertvolle Gegenstände angeboten, um diese gegen Kartoffeln, Butter oder Brot einzutauschen.

Wollte ein Bürger diese Dinge gegen Geld erwerben, wurde er zuerst einmal schief angeschaut und dann ausgelacht. Nur ganz selten waren Schwarzhändler bereit, ihre Waren gegen das wertlose

Papiergeld abzugeben. Gelang es doch einem Fragesteller, einen "Dummen" zu finden, waren die Preise astronomisch: ein Pfund Bohnenkaffee kostete etwa 1500 Reichsmark, ein Pfund Butter ging für 250 bis 300 Mark über den imaginären Ladentisch, und für eine einzige amerikanische Zigarette musste man fünf bis zehn Mark berappen. Doch blieben solche Bargeschäfte absolute Ausnahme. Die eigentlichen Geschäfte waren der Tausch eines Wintermantels gegen einen halben Zentner Kartoffeln, ein Kilo Kaffee gegen vier Paar Damenstrümpfe, ein Paar Halbschuhe gegen zwanzig Bände Goethe und Schiller. Die Zahl solcher Beispiele ließe sich beliebig erweitern.

Einmal konnte man in einem Rheinfelder Geschäft Zigarettenpapier in fast unbeschränkter Menge ohne Marken kaufen. Da der wenige vorhandene Tabak in der Pfeife geraucht wurde, war niemand an diesem Papier interessiert. So erstand ich für ein paar Reichsmarkeinen großen Karton mit diesen Zigarettenblättchen. Einige Wochen später war dieses Zigarettenpapier in Freiburg Grundlage zu einem größeren Geschäft geworden.

Nach dem Einmarsch der französischen Truppen wurde jegliche Vereinstätigkeit verboten. So wurde auch der Musikverein des Werkes aufgelöst, und die Musiker konnten für wenig Geld ihre Instrumente erwerben. Übrig blieb eine Trommel. Auf Zureden kaufte mein Vater das Instrument und deponierte es, eingehüllt in ein Tuch, auf dem Schlafzimmerschrank. Als im Frühjahr 1947 das Vereinswesen wieder freigegeben wurde, konnten auch Musikvereine neu gegründet werden. Irgendwie hatte es sich bis auf den Hotzenwald herumgesprochen, dass mein Vater eine Trommel besitzt. Dieses Instrument wurde dann auch vom Musikverein Hottingen erworben. Der Preis: eine Seite Speck, 20 Eier und ein Sack Weizen. Eier und Speck trafen heil bei uns ein. Es wurde ein Freudenfest: Spiegeleier mit Speck! Ein nie gekannter Luxus! Zum ersten Mal seit langer Zeit konnten wir uns wieder satt essen. Nicht nur satt essen, sondern auch eine Mahlzeit genießen. Es wurde Weihnachten im Sommer!

Der Sack mit Weizen wurde in einem Pferdefuhrwerk versteckt nach Säckingen transportiert und bei den Eltern eines Schulkameraden abgeladen. Jeden Tag machte ich nach Schulschluss auf dem Weg zum Bahnhof einen kleinen Umweg, füllte bei meinem Schulkameraden ein Bubenrucksäckchen und bestieg den Zug nach Rheinfelden. Da am Rheinfelder Bahnhof des öfteren Warenkontrollen durch französisches Militär durchgeführt wurden, fuhr mein Vater mit dem Fahrrad nach Beuggen, der letzten Station vor Rheinfelden. Dort reichte ich ihm den Rucksack über den Zaun, mein Vater fuhr mit dem Fahrrad und ich mit dem Zug nach Rheinfelden. Hier ging ich unbehelligt an "Hamster-Kontrollen" vorbei. Ich werde immer wieder gefragt, warum ich nicht selbst morgens mit dem Fahrrad nach Beuggen und am Mittag von dort nach Hause fuhr. Die Antwort ist ganz einfach: Wir besaßen damals nur ein einziges fahrtüchtiges Fahrrad, und dieses wurde tagsüber für Einkäufe in der Stadt benötigt.

Der Weizen diente nicht nur der Brotbereitung, er war auch wertvolles Futter für unsere Hühner. Denn wie alle unsere Nachbarn besaßen wir eine gewisse Anzahl von Hühnern, untergebracht in einem Stall im Garten. Diese Tiere wurden mit Mais aus eigenem Anbau, mit Weizen aus Hottingen und mit Getreidekörnern aus dem Kopfkissenbezug ernährt. Daneben erhielten sie auch einige wenige

Küchenabfälle. Auch hatten sie ein kleines eingezäuntes Auslauf-gelände, in dem sie picken und scharren konnten.

Laut Gesetz der französischen Militärregierung durfte pro Kopf nur eine bestimmte Anzahl Hühner gehalten werden. Von Zeit zu Zeit führten Militärpatrouillen in den einzelnen Gärten Zählkontrollen durch, um überzählige Hühner zu requirieren. Bekanntlich hatte ja König Henri IV jedem Franzosen zum sonntäglichen Mittagssmahl sein "poule au pot" versprochen. Interessanterweise waren diese Kontrollen der Bevölkerung jedes Mal im Voraus durch irgendwelche Kanäle bekannt. So wurden die überzähligen Hühner eingefangen und in Körben auf dem Speicher im Dunkeln gehalten, damit sie ihre Anwesenheit nicht durch Gegacker verraten konnten. Bekannte von uns versteckten ihre Hühner in den Seitenteilen ihres Schreibtisches. Die Soldaten zogen jedesmal mit langen Gesichtern und sauren Mienen wieder ab und verwünschten uns und unsere Hühner. Übergriffe durften sie sich nicht leisten; wir wussten, dass dies von der Militärregierung streng geahndet wurde.

Doch wir hielten nicht nur Hühner. Neben dem Hühnerstall stand ein "Käfig" mit Drahtfenstern, hinter denen einige Hasen ihr Leben fristeten. Sie wurden liebevoll gepflegt, erhielten ihre tägliche Ration Löwenzahnblätter, die mein Bruder und ich auf benachbarten Wiesen stechen mussten. Jedes Häschen hatte einen Namen und wurde durch unsere fürsorgliche Pflege dick und fett. Doch als sie reif für die Pfanne waren, wollte und konnte sich niemand dazu entschließen, ihnen den Garau zu machen. Unter Tränen wurden sie gegen andere Güter eingetauscht. Und wieder wurden neue Häschen gekauft, um gemästet und anschließend wieder weggegeben zu werden.

Nach diesem weiten Exkurs über die provisorischen Möglichkeiten, unsere Lebens- und Verpflegungslage einigermaßen zu verbessern, wieder zurück in den normalen Alltag. Nach der Besetzung musste das Leben weitergehen, es musste Geld verdient werden, auch wenn es nur wertlose Reichsmark waren, die vom noch wertloseren Besatzungsgeld abgelöst wurde. In den Jahren 1946 und 1947 sank der Wert der Mark weiter und weiter. Es führte zwar zu keiner Inflation wie nach dem Ersten Weltkrieg, doch für einen Schweizer Franken musste man 120 bis 130 Reichsmark hinblättern - vorausgesetzt, man fand jemanden, der für ihn unvorteilhaften Tausch die Hand bot. So erinnere ich mich an einen Satz eines Schweizer Kollegen, den dieser in den achtziger Jahren machte: "Für zwanzig Franken konnte man damals halb Freiburg aufkaufen". Erinnert dies nicht ein wenig an die Geschichte aus Hebels "Schatzkästchen", die am Freiburger Schwabentor gemalt ist?

Im Tagebuch meines Vaters findet sich unter dem 26.4.1945 und den folgenden Tagen der Eintrag: Ich arbeite im Labor viel an der Herstellung von Siliron.

Siliron war ein Fett lösendes Waschmittel, welches sowohl im Haushalt als auch besonders in der Industrie eine große Rolle spielte. Während des Krieges hatten wir in der Küche immer eine Blechdose mit den feinen, kristallisierten Plättchen stehen. Die genaue chemische Zusammensetzung dieses Produktes war meinem Vater bekannt, da Siliron in einem befreundeten Werk der I.G. Farbenindustrie hergestellt worden war. Da wir jedoch vom Lieferwerk abgeschnitten waren, musste mein Vater sich um die Herstellung selbst kümmern. Im Chemikalienkeller des Labors waren

genügende Mengen der Ausgangsprodukte vorhanden, so dass wir mit der Herstellung dieses Waschmittels beginnen konnten.

Da die anderen Mitglieder des Labors mit der Durchführung der täglichen Analysen vollauf beschäftigt waren, durfte ich den experimentellen Teil der Siliron-Herstellung übernehmen. Mein Vater erteilte mir die theoretischen Anweisungen, die ich dann in die Tat umzusetzen hatte. Über jeden Versuch musste im Journal genauestens Buch geführt werden. Die Einwaagen der einzelnen Komponenten wurden genauso präzise festgehalten wie Mischdauer und Mischtemperatur. Doch anstelle der Kristallplättchen erhielt ich nach jeder Abkühlung eine schmierige Masse, die einfach nicht auskristallisieren wollte. Ließ man diesen "Teig" über Nacht stehen, fand man am nächsten Morgen einen steinharten Kuchen vor, den wir selbst in der Kugelmühle nicht zerkleinern konnten. Es war zum Verzweifeln.

Eines Tages kam meinem Vater die rettende Idee. Von der ursprünglichen Siliron-Partie waren noch einige hundert Gramm vorhanden, die wir wie unseren Augapfel hüteten. Wir opferten nun einige Plättchen und "impften" mit ihnen die schmierige Masse, bevor sie abkühlen konnte. Das Resultat war ein glatter Erfolg. Nur wenige Minuten, nachdem wir die Original-Plättchen der Masse zugeführt hatten, begann diese zu kristallisieren. Weitere Versuche im Wärmebad führten zum gleichen Ergebnis. Das Problem Siliron war gelöst, die Produktion in technischem Maßstab konnte beginnen. Bald hatte das Werk für seine eigenen Bedürfnisse und für den privaten Bereich der Werksangehörigen genügend Fett lösendes Waschmittel.

Ein weiteres Produkt, das im Labor meines Vaters hergestellt wurde, war Äther. Das Krankenhaus in Säckingen benötigte diesen Äther zu Narkosezwecken. Da dieses Produkt nirgends zu erhalten war, wandte sich der damalige Chefarzt der Klinik, Herr Dr. Meffert, an meinen Vater und bat um Hilfe. Wieder wurde nun ein Produkt mit provisorischen Mitteln hergestellt.

Äther (oder Ethylether)  $C_2H_5-O-C_2H_5$  wurde damals hergestellt durch die Einwirkung von konzentrierter Schwefelsäure auf Ethylalkohol bei erhöhten Temperaturen. Äther ist eine farblose, äußerst feuergefährliche Flüssigkeit, die bereits bei einer Temperatur von  $35^\circ C$  siedet. Wir konnten, da wir über genügend Ausgangsmaterial verfügten, mit der Produktion beginnen. Wir mussten nur darauf achten, dass das Produkt nie mit der offenen Flamme eines Bunsenbrenners oder einem elektrischen Funken in Berührung kam. So wurde ein benachbarter, kleiner Laborraum abgetrennt, es wurden elektrische Kabel gelegt, Beleuchtung und Beheizung erfolgten aus dem Hauptlabor. Sämtliche Türen nach dem Korridor und den anderen Laborräumen wurden fest verriegelt, die Schlüssel im Büro meines Vaters in einem Schrank eingeschlossen. Einzig der Zugang durch das Hauptlabor blieb tagsüber erhalten.

Heute würde eine solche Installation einige Stunden in Anspruch nehmen; wir brauchten Wochen, bis alle Requisiten vorhanden und installiert waren. Allein die Beschaffung der Kabel für die elektrische Beleuchtung und Beheizung stellte ein fast unlösbares Problem dar, an welchem die ganze Geschichte fast gescheitert wäre. Woher sollte man in dieser Zeit Kabel für elektrische Zwecke

bekommen? Selbst der damalige französische Sequester-Offizier, der die Priorität dieser Angelegenheit erkannt hatte, musste lange suchen, bis er uns eine genügende Menge Kabel zur Verfügung stellen konnte. Fast täglich rief Herr Dr. Meffert an, um uns von der Dringlichkeit seiner Bitte zu informieren.

Endlich waren alle Klippen umschifft, wir konnten beginnen. Auch hier konnte ich mich wieder nützlich machen. Ich durfte einen Teil der praktischen Arbeit nach den Anweisungen meines Vaters durchführen. Zur Destillation durfte selbstverständlich keine offene Flamme verwendet werden. Der Destillierkolben wurde von einem Sandbad erwärmt, welches im Hauptlabor erhitzt und ins "Äther-Labor" getragen wurde. Mühsam und zeitaufwendig. Es war eben alles improvisiert. Das Endprodukt war Äther, der zu Narkosen verwendet werden konnte. Das flüssige Produkt wurde in braune Glasflaschen mit geschliffenen Stöpseln abgefüllt. Auch hier hätten wir fast passen müssen. Woher genügend braune Glasflaschen mit geschliffenen Stöpseln nehmen? Die Flaschen mussten dunkel sein, denn Äther kann bei Einwirkung von Licht explodieren. Einige Flaschen standen im Geräte Keller des Labors, weitere wurden von anderen Betriebslabors entliehen, doch noch immer fehlten mehrere.

Es ist dem Glasbläser Markus zu verdanken, dass es dann doch keinen Engpass gab. Einmal in der Woche fuhr ich nun, versehen mit einem "Fahrrad-Laissez-Passer" ,mit einer Pappschachtel voller Ätherflaschen auf dem Gepäckträger in Richtung Säckingen. Auf der alten Brücke in Riedmatt stand immer ein französischer Posten, dem ich mein Dokument vorweisen musste. Nach dieser Kontrolle hatte ich freie Fahrt bis zu meinem Ziel. Nach einigen Wochen kannten mich die französischen Posten, ich musste nicht einmal mehr absteigen, sie winkten mir zu und riefen: "Bonjour mon petit!" Einer der Soldaten machte sich sogar einen Spaß daraus, dass er bei meiner Durchfahrt stramm stand und seine Maschinenpistole präsentierte. Wir hatten viel Spaß, lachten und winkten einander zu. Es gab also auch solche Situationen.

Einmal nun, es war ein recht warmer Tag, die Sonne brannte auf meine Pappschachtel, stand ein Marokkaner auf der Brücke, um Wache zu halten. Während er längere Zeit mein Papier kontrollierte, entwich aus den nicht ganz dichten Flaschen ein leichter Duft, den der Soldat sofort als "Schnaps" einstufte. Lautes Lamento von meiner Seite brachte einen Vorgesetzten auf die Strasse. Da dieser den Inhalt meiner Fracht kannte, konnte er verhindern, dass der Marokkaner sich an meinen "Äther-Schnaps-Flaschen" vergriff.

Den Inhalt meiner Pappschachtel lieferte ich im Säckinger Krankenhaus bei Herrn Dr. Meffert persönlich ab und packte die leeren Flaschen in meinen Karton. Der Lohn für meine Botenfahrt war ein freier Tag und - was natürlich viel, viel wichtiger war - ein reichliches, wohlschmeckendes Mittagessen im Familienkreis des Chefarztes.

Das dritte Produkt, das wir in jener Notzeit provisorisch und doch recht professionell herstellten, war Speisesalz. Die staatlichen Salinen waren seit Monaten geschlossen und alle Welt hatte unter dem Mangel an Salz zu leiden. Nun war die Grundlage des anorganischen Zweiges des Werkes der I.G.

Farben in Rheinfelden das Steinsalz - NaCl. Aus diesem Produkt wurden unter anderem Natronlauge (NaOH) und Salzsäure (HCl) hergestellt, Die Sole wurde aus den riesigen Steinsalz-Vorkommen unter Rheinfelden gefördert. Dieses flüssige Salzgemisch wurde dann auf elektrolytischem Weg in Na- und Cl-Ionen zerlegt und weiterverarbeitet. In der Folgezeit wurde ein Teil der geförderten Sole eingedampft. Das anfallende Rohsalz wurde gereinigt und in PVC-Säcke zu 100 kg verpackt.

Mir oblag es, das Salz auf seine Reinheit zu analysieren. Jede Charge musste einzeln untersucht werden. Hin und wieder geschah es, dass die Reinheit nicht dem vorgeschriebenen Standard entsprach und nochmals gereinigt werden musste. Dabei konnte es geschehen, dass ich, da die Produktion 24 Stunden am Tag lief, auch nachts arbeiten musste.

Wie arbeitsintensiv Produktion und Vermarktung des Salzes waren, lässt sich dem Monatsbericht des Monats Juli 1945 entnehmen. Mein Vater schrieb:

Der Salzversand wird eine immer kompliziertere Angelegenheit, die aller Geschicklichkeit bedarf, um sie reibungslos ablaufen zu lassen. Da es sich mehr und mehr herumspricht, dass wir Kochsalz herstellen, kommen immer häufiger Wagen von auswärts, um Salz zu holen, nicht ahnend, dass wir schon auf Wochen hinaus ausverkauft sind. Damit die Leute ihren Brennstoff (Holzvergaser!) nicht umsonst verfahren haben, gibt man ihnen wenigstens einige Säcke Salz mit, was wieder zu Verschiebungen unserer Dispositionen führt. Der Mangel jeglicher vorheriger Verständigung mit dem Kunden erschwert das Salzgeschäft sehr.

Hier möchte ich einige Tagebuch-Notizen meines Vaters einfügen, die zeigen sollen, wie schwerfällig die Verbindung zu Außenwelt war:

14.8.1945: Man kann wieder mit Industrie, Rathaus und Aerzten in Rheinfelden telefonieren.

19.9.1945: Der Postverkehr innerhalb der französischen Zone geht auf.

7.11.1945: Der Postverkehr mit den amerikanischen und englischen Zonen geht wieder auf.

Diese Notizen sollen aufzeigen, wie primitiv damals gearbeitet werden musste. Heute im Zeitalter von Computer, Internet und anderen Techniken eine absolut undenkbare Situation. Doch damals musste es gehen - und es ging auch, man kannte es nicht anders. Oft wurde ich auch mit Notizen zu benachbarten Industrierwerken oder zu Rheinfelder Handwerksbetrieben geschickt.

Doch zurück zum Salz. Die Speisesalzproduktion und ihr Verkauf ermöglichten es dem Werk einerseits, das gesamte Personal zu beschäftigen und zu entlohnen, auf der anderen Seite wurde das Salz zu einem Tauschobjekt ersten Ranges. Hier eine Geschichte aus jener Tauschzeit:

Ein Spediteur aus Vorarlberg holte im Auftrag der französischen Besatzungstruppen in Österreich regelmäßig Salz bei uns ab. Als mein Vater sich mit dem Fahrer über die Lebensmittelsituation in Rheinfelden unterhielt, erkundigte sich dieser Fahrer, ob er irgendwie helfen könne. Mein Vater meinte, in Österreich sei doch sicher Käse aufzutreiben. Der Spediteur versprach, sich vom französischen General Käse freistellen zu lassen und diesen bei der nächsten Fahrt mitzubringen.

Tagebuch meines Vaters:

28.7.1945: Grabherr, Lustenau, bringt zwei Käseräder.

An diesen Tag erinnere ich mich, als wäre die Geschichte gestern geschehen. Zwei riesige Käseräder (Gesamtgewicht 277 kg) wurden heimlich vor unserem Haus, mit Decken verhüllt, ausgeladen und in unsere leere Garage gebracht. Auf einem großen Tisch wurden die beiden Käseräder mit einem riesigen Schlachtermesser, das der Fahrer wohlweislich mitgebracht hatte, in so viele Teile zerlegt, dass jeder der „Salzmänner“ einen gleichen Teil erhielt. Mit großen Taschen kamen nun die Salzmänner bei Dunkelheit und holten sich ihren Anteil ab.

Der französische General war so verständig, dass er die Lieferung dieser Leckerbissen beibehielt, solange Grabherr bei uns Salz abholte. Daneben brachte der Fahrer von Grabherr auch andere Köstlichkeiten mit nach Rheinfelden, um sie an die Salzmänner zu verteilen. So konnte anlässlich der Produktion der tausendsten Tonne Speisesalz jeder, der mit der Produktion und dem Verladen des Salzes zu tun hatte, folgendes mitnehmen: 1 kg Käse, 33 MAGGI-Suppenwürfel, ein Fläschchen MAGGI-Suppenwürze und 10 Zigarren - ein Reichtum, den man nicht einmal zu Weihnachten beschenken konnte.

Zwischenzeitlich hatte es sich auch bei anderen Empfängern herumgesprochen, dass sie "für die Leute etwas tun könnten". So wurden auch andere Güter angeliefert, die wieder unter die Salzmänner und manchmal sogar unter die gesamte Belegschaft verteilt werden konnten: Seife, Streichhölzer, Schmelzkäse, Äpfel, Kartoffeln, Nudeln, Malzkaffee und Nähfaden - Güter, über die man heute lächeln würde, damals waren diese Mangelwaren wahre Reichtümer.

Doch wie immer und überall gab es auch Neider und unzufriedene Menschen. Der eine erzählte, unser Salz sei synthetisch und daher giftig - sein Sauerkraut sei verdorben. Ein anderer berichtete, seine Bohnen seien durch unser Salz schimmelig geworden, einem dritten sei die Wurst kaputt gegangen. Natürlich waren diese Anschuldigungen reiner Unsinn, das Salz war ein Naturprodukt und absolut einwandfrei und rein. Dies bestätigten auch verschiedene Schreiben zufriedener Kunden.

Eines lasse ich hier folgen:

"Betr.: Tafelsalz

Wir nehmen höflich Bezug auf Ihre diversen Salzlieferungen und bemerken hierzu folgendes: Seit einiger Zeit bemerken wir aus unserem Kundenkreis die Behauptung, das Salz der IG sei zur Haltbarmachung von Sauerkraut, Fleisch etc. nicht geeignet. Wir sind dieser Ansicht entgegengetreten, denn ein Mitglied unserer Genossenschaft hat aus dem oben genannten Grund das Salz von der Lebensmittelprüfstelle untersuchen lassen und bei dieser Gelegenheit wurde festgestellt, dass Ihr Salz sämtlichen Anforderungen genügt,  
Konstanz, 12.11.1945. EDEKA Handelsgesellschaft mbH, Konstanz.

Wie stand es nun mit der Schule? Was wurde getan, um uns junge Menschen ohne regulären Schulunterricht auf dem Stand unseres Wissens zu halten? Während der Übergangszeit zwischen

dem erzwungenen Schulende im Herbst 1944 und dem noch nicht vorhersehbaren Neubeginn mussten wir ja etwas tun, um die erlernten Kenntnisse unserer bisherigen Schulzeit nicht ganz zu vergessen und eventuell sogar Neues zu lernen. Unsere bisherigen Lehrer saßen in Säckingen oder sie waren als ehemalige Parteigenossen eingesperrt. Sie waren für uns also nicht erreichbar. Das Werk Rheinfeldens der ehemaligen I.G. Farben verfügte über ein Unterrichts-Laboratorium, welches der innerbetrieblichen Ausbildung der Chemie- und auch der kaufmännischen Lehrlinge diente.

Mein Vater regte nun unter seinen Kollegen an, uns abends in verschiedenen Fächern zu unterrichten. Dies traf natürlich bei den zukünftigen "Lehrern" als auch bei uns auf fruchtbaren Boden. Nach Feierabend wurden nun einige meiner Schulkameraden und ich von Chemikern, Ingenieuren und Kaufleuten des Werkes in Deutsch, Englisch (Französisch beherrschte damals noch niemand), Chemie, Physik und Mathematik unterrichtet. Als Grundlage für den Chemie-Unterricht diente ein 80-seitiges Buch, das mein Vater im Jahr 1942 unter dem Titel „Einführung in die Chemie und die chemische Apparatur für Chemie-Jungwerker, Vorarbeiter und Meister“ verfasst hatte. Die Unterlagen für die übrigen Fächer bildeten die Schulbücher, die uns bisher zur Verfügung gestanden hatten.

Es muss diesen Lehrern nachträglich ein goldenes Kränzchen gewunden werden, dass sie freiwillig die Aufgabe übernommen hatten, uns nach ihrer Arbeitszeit, die ja sehr anstrengend war, und trotz schlechter Ernährung nur für Gottes Lohn und ein Dankeschön, uns zu unterrichten. In vielen abendlichen Stunden wurde Altes aufgefrischt, aber auch Neues gelehrt. Was diesen Unterricht spannend und lebendig machte, war die Tatsache, dass die Stunden weniger starren Unterricht bildeten, sondern mehr als Seminar abgehalten wurden. Natürlich mussten wir auch Hausaufgaben erledigen, die uns während der Wochenenden beschäftigten. So blieben wir in jeder Hinsicht geistig rege und hatten kaum etwas verlernt, als die reguläre Schulzeit wieder begann.

Am 7. September 1945 öffnete das "Scheffel-Gymnasium" in Säckingen seine Tore wieder. Es wurden turbulente, ja harte Tage, Wochen und Monate; weit entfernt von jeglicher Normalität. Wohl wurde zum 1. Dezember 1945 ein für das badische Besatzungsgebiet ein Ministerium für Kultur und Unterricht eingerichtet. Doch wurde dieses Ministerium gegängelt durch den französischen Kontroll-Offizier der "education public". Diesem Kontroll-Offizier oblagen letztendlich sämtliche Entscheidungen, die auch nur im entferntesten mit schulischen Fragen und Problemen zu tun hatten. Dass diese Instanz dem Ministerium und auch den Schulämtern soviel Knüppel wie möglich in den Weg legte, versteht sich von selbst - wir waren ein besiegter Staat und viele Teile der siegreichen Armee revanchierten sich für die ihrem Land zugefügten Schändlichkeiten.

So wurden auch die Schulen wie alles andere auch durch die französische Besatzungsmacht "gesäubert". Diese Säuberung betraf nicht nur diejenigen Lehrer, die Mitglieder der NSDAP gewesen waren und für längere Zeit Berufsverbot erhielten; auch das gesamte Schul- und Unterrichtsmaterial wurde "entnazifiziert".

Hinzu kam die Tatsache, dass wir im wortwörtlichen Sinn kein Schulhaus mehr hatten. Und dies kam so: Nach dem Einmarsch der französischen Truppen wurde die "Scheffel- Schule", also das Bally-Schlössle zur Kaserne des 2. Bataillons des Infanterie-Regimentes 35 der französischen Streitkräfte bestimmt. Die Befreier hausten wie die Vandalen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde mutwillig zerstört. Sämtliche Apparate und Gerätschaften für den Chemie- und Physik-Unterricht mussten innert kürzester Zeit in den Keller der Hindenburg-Schule ausgelagert werden. Dabei ging ein Grossteil der Geräte zu Bruch oder wurde verloren. Vieles wurde auch während des "Umzuges" gestohlen.

Die biologische Sammlung - einst Stolz der Schule - verkörperte nicht nur einen großen materiellen sondern auch einen ideellen Wert, denn es befanden sich seltene Pflanzen und Tiere unter den Exponaten. Diese Sammlung wurde nun von den französischen Soldaten vorsätzlich vernichtet. Die Ausstellungsstücke waren in Glasflaschen in Spiritus eingelegt. Die Marokkaner unter den Besetzern fanden nun sehr schnell heraus, dass man den Inhalt dieser Flaschen als Schnaps trinken und den Rest, sofern es sich um Tiere handelte, in rohem oder "gegrillten" Zustand verzehren konnte. Leider hat auf Seite der französischen Vorgesetzten niemand diesem Tun nicht Einhalt geboten, so dass Unwiederbringliches mutwillig zerstört worden war. Das für den Biologie-Unterricht bestimmte Skelett wurde vor dem Schulhaus auf der Treppe aufgestellt und mit einer deutschen Offiziersmütze dekoriert.

Bevor wir unterrichtet werden konnten, mussten Schulräume gesucht und gefunden werden. Das "Schlössle" war von den Franzosen besetzt, die Hindenburg-Schule war durch die Grund- und Hauptschule belegt und offiziell standen dem Gymnasium dort auch nur drei Schulräume zur Verfügung. Der Unterricht begann in einigen, wenigen Räumen der damaligen, am Rande der Stadt gelegenen, Gewerbeschule. Da in diesen Räumen auch die Gewerbeschüler unterrichtet wurden, musste ein Schichtunterricht eingeführt werden. Es vergingen Monate, bis der Unterricht für Gewerbeschule und Gymnasium reibungslos nebeneinander funktionierte.

Räumlichkeiten hatte man also gefunden. Doch nun erhob sich die Frage, wer sollte uns unterrichten. Es musste ein neuer Lehrkörper gefunden werden. Unterrichten durften selbstverständlich nur Lehrer, die keine Nazis gewesen waren. Jeder Lehrer musste die bekannten Fragebogen ausfüllen und zu Schulbeginn wurden die Herren Asal, Bühler, Dannecker, Döbele, Henselmann (der gleichzeitig Schuldirektor wurde), Steiger und Fräulein Spitzmüller (Handarbeit) von den französischen Behörden freigegeben. Sechs Lehrer für neun Klassen.

Nachdem nun alle Schwierigkeiten überwunden schienen, konnte der Unterricht beginnen. Es wurde ein Unterricht ohne Schulbücher, ohne Hefte, ohne Federhalter (der Kugelschreiber war eben erst erfunden worden und hatte seinen Weg zu uns noch nicht gefunden), denn Tinte und Stahlfedern gab es nicht. Wir besaßen nur einige Bleistifte, Schreibpapier war nur äußerst selten aufzutreiben. Lehrbücher durften nur benutzt werden, wenn sie nicht zwischen 1933 und 1945 gedruckt worden waren. Die wenigen Exemplare der erlaubten Lehrmittel waren hoffnungslos überaltert und daher kaum zu verwenden.

Kartenmaterial für den Geographie-Unterricht durften nur verwendet werden, wenn auf den Karten keine deutschen Grenzen von 1937 eingetragen waren. Damit fielen sämtliche Karten Europas der Vernichtung anheim. Also begann unser Erdkunde-Unterricht mit der Besprechung von Afrika. Doch dann hatten die französischen Kontroll-Organen schnell herausgefunden, dass auf dieser Karte die Namen der ehemaligen deutschen Kolonien eingetragen waren. So wurde auch diese Karte aus der Schule entfernt. Endlich fand sich im Keller der Hindenburg-Schule eine uralte Karte von Australien, die man einst vergessen hatte, wegzuworfen. Nun lernten wir Australien kennen, doch an einen geregelten Geographie-Unterricht war nicht zu denken.

Auch unsere ehemaligen Chemie- und Physikbücher durften nicht benutzt werden, da in ihnen auf Erfindungen hingewiesen wurde, die während des Dritten Reiches gemacht worden waren. Geschichte durfte nur bis zum Jahr 1918 gelehrt werden, wobei die Waffenstillstandsverhandlungen in Compiègne besonders hervorgehoben werden mussten. Französisch wurde erste Fremdsprache, Englisch durfte erst ab Obertertia unterrichtet werden, Latein wurde zum Wahlfach erklärt. Um die Verbreitung der französischen Sprache zu fördern, wurden französische Studentinnen und Studenten in den Semester-Ferien mit der Abhaltung freiwilliger Kurse beauftragt. Hier lernten wir sehr viel, da unsere "Lehrkräfte" nur wenig älter als wir waren und vor allem - sie brachten uns keinerlei Ressentiments entgegen. Wir verstanden uns gut mit ihnen, und dies beruhte auf Gegenseitigkeit. Grosse Erfolge wurden Wochenendausflüge, die gemeinsam vorbereitet und durchgeführt wurden. Grundbedingung: es durfte nach Möglichkeit nur französisch gesprochen werden. Einer dieser Wochenendausflüge führte von Todtnau über Aftersteg, Todtnauberg, Stübenwasen zum Feldberg. Hier wurde auf einer der vielen Skihütten übernachtet. Am nächsten Tag ging es weiter über die Grafenmatt, zum Gisiboden und hinunter nach Todtnau. Sämtliche Auslagen und auch eine ausreichende Verpflegung wurde vom französischen Kontrolloffizier getragen.

Das Verbot der "nicht entnazifizierten" Bücher wurde strengstens kontrolliert. Mindestens einmal in der Woche erschien ein französischer Offizier in der Schule, begleitet von einem oder zwei mit Maschinenpistolen bewaffneten Soldaten. In jeder Klasse ließ er sich von jedem Schüler die seltenen Bücher, die noch selteneren Hefte und den Schulranzen zeigen, auch die Unterlagen des unterrichtenden Lehrers auf und im Pult wurden sorgfältig untersucht. Zum Glück wurden in unserer Schule nie "verbotene" Bücher gefunden. Es wurde uns immer wieder eingepflichtet, wie gefährlich es sei, solche Bücher in die Schule mitzubringen; dies bestätigten auch die regelmäßigen Untersuchungen, dass die Franzosen in dieser Hinsicht keinerlei Spaß verstehen. So wurden zwei Lehrer der Hindenburg-Schule mehrere Tage in Haft genommen, weil in ihren Klassen Schüler Lesebücher aus der Zeit des Dritten Reiches mitgebracht hatten. Es genügte auch nicht, das Titelblatt mit der Jahreszahl herauszureißen, auch im Inneren des Buches konnten "verbotene" Jahreszahlen oder Texte vorkommen. Selbst dies wurde vom untersuchenden Offizier, der sehr gut Deutsch sprach, geprüft.

Ein weiteres Problem kam auf uns "Fahrschüler" zu. Die Züge verkehrten nur einmal am Morgen und einmal am Abend. Da man uns Kindern und Jugendlichen nicht zumuten konnte, an sechs Tagen in der Woche von morgens bis abends die Schule zu besuchen, wurde der Unterricht auf drei Tage beschränkt. Dienstag und Donnerstag hatten wir jeweils am Vor- und am Nachmittag Unterricht, am Mittwoch nur am Vormittag. Am Mittwochnachmittag standen uns Fahrschülern zwei geheizte Räume in der Schule zur Verfügung, in denen wir unsere Hausaufgaben erledigen konnten. Oft benützten wir diese Nachmittage auch, um auf dem zugefrorenen Bergsee unsere Künste im Schlittschuhlaufen zu vervollkommen; oder wir bummelten durch die Stadt. Am Donnerstag erhielten wir dann so viele Hausaufgaben, dass wir genug zu tun hatten, diese bis Montagabend zu erledigen.

Eine grundlegende Änderung erfuhr auch das Benotungs- und Prüfungswesen. War bisher die "Eins" die beste und die "Sechs" die schlechteste Note, wurde nach dem Muster der französischen Schulen ein Punktesystem eingeführt; bei diesem System entsprachen "Null" Punkte der ehemaligen sechs und zwanzig Punkte dem früheren Einser. So konnte wesentlich feiner abgestuft werden. War es früher den schulischen Regionen (Schul- und Oberschulämtern) überlassen, Prüfungen anzusetzen und Prüfungsaufgaben auszuwählen, wurden die Prüfungen nun zentral vom Ministerium aus geregelt. Die Aufgaben der schriftlichen Abiturprüfung wurden für die ganze französische Besatzungszone einheitlich gestellt und die verschlossenen Umschläge in allen Schulen am gleichen Tag zur gleichen Stunde geöffnet. Neben einer Lehrkraft der eigenen Schule war eine Lehrerin oder ein Lehrer einer fremden Schule als Aufsichtsperson anwesend. Die schriftlichen Ausführungen wurden zuerst vom eigenen Fachlehrer kontrolliert und auf einem separaten Blatt benotet. Das Ministerium verteilte dann die Blätter an eine andere Schule, hier wurden sie von fremden Lehrern korrigiert und neu benotet. Differierte die zweite Note um mehr als vier Punkte von der ersten, wurde die Arbeit von einer dritten Lehrkraft nochmals korrigiert und benotet. Ein aufwendiges Unternehmen, das jedoch absolute Neutralität zur Folge hatte.

Zur mündlichen Abiturprüfung wurde nur zugelassen, wer die schriftliche Prüfung bestanden hatte. Auch hier fand wiederum das System der Zentralisierung und der Neutralität Anwendung. Die Kandidaten wurden in den einzelnen Fächern von ihren eigenen Fachlehrern geprüft, allerdings unter Aufsicht zweier 'Prüfungskommissare'. Dies waren Direktoren fremder Gymnasien, die also weder Prüfling noch Prüfenden kannten; sie waren also befreit von jeglicher Voreingenommenheit. Man konnte also die Kandidaten über ihr Wissen prüfen, wollte ihnen jedoch keine Fallen stellen. Es waren stets zwei Kommissare - ein Naturwissenschaftler für die Fächer Chemie, Physik, Biologie, Geographie und Mathematik und ein Philologe für die Fächer Deutsch, Englisch, Französisch und Geschichte.

Bei meiner Abiturprüfung kamen die Kommissare von den Gymnasien Kehl und Konstanz. Die Prüfung spielte sich nun so ab, dass der Fachlehrer die Frage stellte und der Kommissar den Prüfling aufrief. So war jegliche Animosität eines Lehrers gegen einen Schüler verunmöglicht und jeder Kandidat konnte sich einer objektiven Beurteilung sicher sein.

Sowohl für Lehrer als auch für Schüler waren diese Zeiten recht unangenehm und beschwerlich. Wir hatten konzentrierten Unterricht mit unzureichenden Lehr- und Hilfsmitteln, mussten das in der zwangsweisen schulfreien Zeit versäumte oder vergessene Wissen nachholen - und dies mit meist knurrenden Mägen. Daher soll mit Dankbarkeit festgehalten werden, dass unter der Federführung des damaligen Bürgermeisters von Säckingen, Herrn Dr. Jehle, französische und schweizerische Persönlichkeiten gewonnen werden konnten, die durch Sammlungen ermöglichten, dass uns Schülern täglich in der großen Pause im damaligen Kolpingshaus eine warme Suppe gereicht wurde. Hin und wieder erhielten wir sogar eine kleine Tafel Schokolade - für uns kein kleines, sondern ein sehr großes Wunder. Wir werden uns gerne an die damalige Hilfsbereitschaft der Schweizer erinnern.

Allerdings verstrich geraume Zeit, bis an unserer Schule wieder normale Verhältnisse einkehrten. Da die Besatzungstruppen so ungefähr alles zerstört hatten, was sie vorfanden, mussten neue Pulte, Tische und Stühle angeschafft werden, genauso wie Apparate und Geräte für Chemie- und Physik-Unterricht. Landkarten für Geschichts- und Geographie-Stunden mussten gekauft werden, Schulbücher für sämtliche Fächer mussten neu gestaltet, gedruckt und verteilt werden. Und dies alles mit unserer wertlosen Reichsmark, beziehungsweise mit dem noch wertloseren Besatzungsgeld. Eine ungeheuere Arbeit wartete auf unseren neuen Schuldirektor, Herrn Dr. Otto Hilpert. Neben seinen Aufgaben als Direktor unterrichtete er in der Oberstufe alte Sprachen und Geschichte. Mit viel Einfühlungsvermögen, aber auch mit ebensoviel Strenge lehrte er uns lernen, richtiges Lernen. Daneben verstand er es auch ausgezeichnet, sowohl mit deutschen als auch mit französischen Behörden zu verhandeln und sehr schnell zu Einvernehmen zu gelangen. Ich bin überzeugt, er behandelte seine Gesprächspartner bei vorgesetzten Behörden mit ebensolcher Strenge wie uns Schüler.

Im Laufe der Zeit kamen unsere alten, nunmehr entnazifizierten Lehrer zurück. Man hatte bei den französischen Behörden wohl eingesehen, dass man sie als "Unbelastete" oder höchstens als "Mitläufer" einstufen konnte. Der Unterricht konnte wieder fast normal durchgeführt werden. Auch die Zustände und Fahrpläne der Bahn stabilisierten sich. Die Züge verkehrten wieder mehrmals am Tag. Allerdings, was für Rollmaterial fanden wir vor? Es waren die ältesten und allerältesten Wagen, die an die schwarze Wolke ausstoßende Lokomotive angekoppelt waren. Bei der täglichen Überfüllung der Wagen war auch an eine effektvolle Fahrkartenkontrolle nicht zu denken. Mit der Zeit wurden auch wieder Glasfenster in die Personenwagen eingesetzt; sie lösten die mit Sperrholz vernagelten Fenster ab, durch die nur durch eine kleine runde Öffnung etwas Helligkeit in den Wagen fiel. Doch auch hier heilte die Zeit die Wunden - die Zeiten der Unordnung, des Hungerns und Frierens waren vorbei. Wir konnten unsere Tage zu einem normalen Lebensrhythmus zurückführen. Was bleibt, ist die Erinnerung an turbulente Tage.

***Hans-Peter Heres***